

Ulla Hahn

Wir werden erwartet

Roman

DVA



Gesichter, beneidenswert blitzende Zähne, krause Locken. Federico, dachte ich, und wie der Gastarbeiter aus Sizilien der kleinen Hilla sonntagnachmittags bei den Weiden am Rhein mit einer Bürste, so wohligh weich, wie sie zu Hause keine jemals gespürt hatte, zärtlich durchs Haar gefahren war, wieder und wieder.

Wie in einer Kölner Kneipe gehörte man auch hier gleich dazu, sogar mitessen durften wir; weiches weißes Brot schob man uns zu, grüne und schwarze Oliven, kleingehackte Zwiebeln mit Knoblauch vermischt, vollgesogen mit Öl, das uns die Finger hinablief. Später gab es dicke weiße Bohnen, wie sie die Großmutter samstags in Buttermilch gekocht hatte, hier schwammen sie in Öl und Zitrone und schmeckten köstlich wie zu Hause.

Später setzten sich die Frauen zu uns, tobten Kinder um uns herum. Einer der Männer verschwand und kam mit einer Gitarre zurück, auch dem Pfarrer machten wir Platz, der leichte Wein ließ uns schweben, und alle miteinander trieben wir Bella Bimba, Marina, Santa Lucia himmelwärts.

So also konnte man auch arm sein: braungebrannt, singend, sich lachend auf die Schultern schlagend, konnte Maria! rufen und mit der leeren Flasche winken, karierte offene Hemden tragen oder einfach nur ärmellose Trikots. Der Vater, dachte ich, der Vater in Trastevere, einer von ihnen, das wär's. Ora et labora, dachte ich. Bete und arbeite. Wie in Dondorf. Aber hier kam sichtbar noch ein Drittes dazu. Gaudete! Freut euch. Diese Armut war eine furchtlose Armut.

Felice notte!, wünschte man sich, wünschten auch wir, als wir aufbrachen und das letzte Stück des öltriefenden Brotes der Katze zukommen ließen, die uns lange zutraulich beobachtet hatte. Sie lief uns nach und musste, unwillig miauend, vor der Türe bleiben.

Draußen war es nun so still, dass endlich auch das heitere Plätschern des kleinen Brunnens zu uns ins Zimmer hinaufsang. Im Licht einer Straßenlaterne warf die Platane ihre bewegten Schatten an die Zimmerdecke, ein zuckender Tanz von Armen und Beinen, die sich zusammenballten, auflösten, neu umschlangen und wieder von vorn. Einander mit müden Händen und Zungen liebkosend, konnten wir uns kaum sattsehen an diesem unaufhörlichen Gewimmel, dieser magischen Vielzahl der Schatten, bis wir die sonnengedörrten Läden vor die offenen Fenster klappten, und dann taten wir es, so schön wir es konnten.

Wir standen zeitig auf am nächsten Tag. Einfach raus und schauen. Fischen gehen, nannten wir das. Warfen die Augen aus wie Angeln, sammelten ein, was uns zufiel, einen struppigen Hund, einen Marmorengel, Kinder auf dem Weg zur Schule, Frauen, die Fenster aufstießen, auf winzigen Balkonen Gemüse putzten und Schlager aus den Radios mitsangen.

Rom war, wo auch immer wir hinschauten, schön. Vor allem genoss ich die verlässlich begrenzte Freiheit der Plätze. Ihre jahrhundertealte steinerne Umarmung meines freien Schreitens, meines freien Blicks, von nichts als von Schönheit begrenzt,

menschengemachter Schönheit.

Weißt du, sagte ich zögernd zu Hugo, ich habe den Eindruck, ich wäre hier ununterbrochen am Lernen.

Am Lernen? Hugos Staunen verstärkte meine Unsicherheit.

Ja, antwortete ich noch verhaltener, nicht nur sehen und Eindrücke sammeln. Lernen. Als wollte mir jeder Stein dieser Ewigen Stadt etwas beibringen.

Und was?

Weiß ich nicht. Das Leben vielleicht. Immer da. Und schon vorbei.

Da hilft nur eines! Hugo legte mir den Arm um die Schultern. Hier hast du beides.

Damit wir es hinter uns hatten, wie beim Eislauf die Pflicht vor der Kür, machten wir uns am ersten Tag auf in den Petersdom. Pfadfindertrupps und Pfarrgemeinden unter der Obhut ihrer Hirten, Frauenvereine und deutsche Reisegruppen, die Leiter mit schwarz-rot-goldenem Fähnchen voran, bevölkerten den Platz, junge Priester, umflossen von schweren Düften, wehten schwarz und schlank an uns vorbei, Kinder umzingelten die beiden Brunnen, waren kaum wegzukriegen vom lebendigen Wasser in den Ernst der Glaubensfestung hinein. Und von der gab es jetzt erst mal Postkarten für meine Dondorfer, Mutter, Tante und Cousinen. Mit Schweizer Garde, versteht sich. Deren bunte Uniformen mussten dabei sein. Sogar Hugos Familie sandten wir: Liebe Grüße von Hugo und Hilla.

Und natürlich Lukas, Kaplan in Essen-Rüttenscheid. Lukas war im Aufbruch. Unsere Karte würde ihn gerade noch erreichen. Der Kardinal hatte seinem Gesuch nach Versetzung entsprochen. Nach Bogotá. Dorthin, wo Camilo Torres, der kolumbianische Kaplan, im Guerillakampf gefallen war. ›Die Revolution – ein christlicher Imperativ‹ waren seine Abschiedsworte gewesen. Ob Lukas sich dort tatsächlich den Guerillas anschließen wollte?

Unvergesslich, wie er uns auf Lilos Silvesterparty den Marxismus aus der Bibel abgeleitet hatte. Wie aus einem italienischen Schwarz-Weiß-Film der fünfziger Jahre stand er da mit seiner mageren Gestalt, seinem schmalen Gesicht, den dunklen entschlossen blickenden Augen. Sein Vorbild: Jesus, der die Händler und Geldwechsler mit Peitschenhieben aus dem Tempel trieb. Wie trauerte er seinem Johannes XXIII. nach, der den Fußkuss und den dreimaligen tiefen Kniefall bei einer Privataudienz abgeschafft hatte. Vor allem aber sein ›Aggiornamento‹, die Anpassung der Kirche an die moderne wissenschaftliche und technische Welt, die Theologie eines ›Gott vor uns‹ hatte Lukas sich zu eigen gemacht.

Nächstenliebe war für ihn nicht nur Hilfe für die Benachteiligten, sondern auch und vor allem Revolution gegen die strukturelle Ungerechtigkeit einer ausbeuterischen Gesellschaft, wie er nun formulierte. Weihnachten, das war für Lukas die Geburt des antiautoritären Menschen. Jesus, der Outsider, Urbild des Revolutionärs.

Gott will nicht, dass die Armen elend bleiben. Religion ist nicht Opium für das Volk. Die Religion ist eine Kraft, die die Niedrigen erhebt und die Hochmütigen stürzt. Wir

haben die Pflicht, unser Brot und unser Hab und Gut zu teilen. Wenn einige wenige mit Beschlag belegen, was für andere notwendig ist, dann ist es Pflicht der öffentlichen Gewalt, eine Teilung zu erzwingen. Das war Lukas' Credo. Sein elftes Gebot: Die Unterdrückten befreien. Kein *Weltbetrachter* wollte er länger sein, sondern *Weltveränderer*.

Hugos Schritte wurden langsamer, je näher wir der Basilica Sancti Petri in Vaticano kamen, und als wir es schließlich betraten, dieses Gotteshaus im Staate Vatikanstadt, wusste ich, warum. Ja, wir waren in einer anderen Welt. Doch auch im Haus des Gottes der Liebe und des Erbarmens? Dieser Säulen- und Marmorprunk glänzte bis in kleinste Mosaikstückchen kostbar, kalt, starr. Tot. Kaiser dieser Welt hatten sich hier im Glimmer von Kristallen, Quarz und Achat den Segen abgeholt, um ihre Macht auf den Schlachtfeldern zu festigen. Hier auf der Porphyrscheibe war Karl der Große am ersten Weihnachtstag im Jahre 800 nach Christi von Papst Leo III. zum Kaiser gekrönt worden, um alsdann auch weiterhin die Sachsen ins christliche Himmelreich zu schlachten. Kapellen säumten den Weg zum Hauptaltar, Geistliche und Ordensfrauen machten sich daran zu schaffen, ordneten Sträube, lasen Messen, beteten. Hinter den offenen violetten Vorhängen der Beichtstühle erwarteten Beichtväter ihre Beichtkunden. In allen Sprachen, so die Tafel, konnte man sich seiner Sünden entledigen, und die Warteschar der reuigen Büsser war beträchtlich. Auch in Dondorf holte man sich Buße und Freispruch gern in Nachbargemeinden ab, wo einen niemand kannte. Hier erst recht konnte man anonymer Vergebung aus befugtem Munde sicher sein. Diener Gottes, gewiss, waren diese Männer in ihren schwarzen, roten, violetten und weißen Gewändern, Lateinisches murmelnd oder in stillen Hantierungen, doch auch Angestellte des Vatikans, eines Staates, der Dienstleistungen anbot.

Ich fühlte die jahrhundertealte steinerne Kälte, wie sie mir durch die Augen ins Herz drang, und fasste nach Hugos Hand. Mein Reich ist nicht von dieser Welt, hatte Jesus gesagt. Schlug hier, in diesem majestätischen Glanz nicht Erhabenheit um in einen ganz und gar diesseitigen Triumph? Beinah in Hochmut?

Erst die Pietà, die gewaltige Kraft barmherziger Liebe, versöhnte mich mit dem gesalbten gottverlassenen Pomp der heiligen Halle. Hier spürte ich die Wahrheit: Gott ist Liebe. Hier drückte ich Hugos Hand und wusste mich, wusste uns in der Obhut unseres himmlischen Verbündeten. Wir schlugen ein Kreuzzeichen, als schlugen wir das Übermaß weltlichen Prunks aus Hirn und Herz, und dann ergriffen wir buchstäblich die Flucht vor dieser demonstrativen klerikalen Gottesmacht.

Weißt du, sagte Hugo gedehnt, als wir den Petersplatz durchquerten, all die steinernen Zeichen dieser kirchlichen und weltlichen Macht sind ja nicht entstanden ohne die Ausbeutung der sogenannten kleinen Leute.

Zu viel Brecht gelesen, spöttelte ich und zitierte aus dem Gedächtnis: ›Das große Rom / ist voll von Triumphbögen. Wer errichtete sie? ... Caesar schlug die Gallier. / Hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich? ... Fragen eines lesenden Arbeiters.‹ Wie wahr!

Auch ich war froh, mich hier draußen wieder realer Gegenwart überlassen zu können,

meine Augen auf irdische Beiläufigkeiten richten zu dürfen: Hunde mit ihrem müden, weich trottdenden Gang; Autos, die sich hupend durch die engen Straßen wanden, dazwischen die Lambrettas mit ihren frechen Schleifen jenseits aller Verkehrsregeln, die Stuckfassade von Häusern der Jahrhundertwende, das bunte Flirren der Schaufenster und überall und immer wieder eine Espresso-Bar, tausendfach Café Campi. Über die Engelsbrücke zur Engelsburg gingen wir, die Figuren mit ihren plumpen Marmorflügeln schwebten uns voran, brackig schwer wälzte sich der Tiber durch die alten Steinbögen nach Ostia und ins Meer, Katzen balgten am Ufer, fuhren Enten und Gänsen hinterher, die kreischend aufflogen. Und wenn Straßenjungen hin und wieder beim Anblick Hugos einen Buckel machten und ihm Quasimodo! hinterherriefen, konnten wir darüber nur lachen.

Was genossen wir mehr? Uns? Die Stadt? Wir badeten unsere Sinne in Schönheit. Wischten mit der Schönheit von Jahrhunderten, mit südlicher Sonne und Melodien den nordischen Dunst aus unseren Augen, den harten Vernunftton aus den Ohren.

Als Kind, lachte ich, hab ich Latein für die Sprache Gottes gehalten.

Dann spricht hier die ganze Stadt Göttlich, lachte Hugo zurück. Wenn auch etwas weichgespült. Irgendwie römisch-göttlich-kölsch.

Die Römer, mutmaßte ich, leben tagtäglich mit einem Bein im Himmel.

Und wir mit allen vieren! Hugo knuffte mich anzüglich in die Rippen.

Trotzdem, ich deutete auf eines der Plakate an einer Hauswand. Das eine Bein ist denen nicht genug. ›Diamo l'assalto al cielo.‹ Das Plakat zeigte einen kräftigen Jungarbeiter, dessen geballte Faust durch die Wolken stieß. In den Himmel.

Wieso trotzdem?, entgegnete Hugo. Gerade darum. Wo der Himmel sich hier unten zumindest stückweise auf Schritt und Tritt spiegelt, hätte man gern noch mehr davon. Hätte ihn gern komplett. Du kennst doch deinen Heine. Tutto e subito.

Tutto e subito: Das lasen wir auf den alten Mauern immer wieder.

Jaja, ich weiß, seufzte ich: ›Wir wollen auf Erden glücklich sein ... den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen.‹

Und Hugo frotzelte: La fantasia al potere! Die Phantasie an die Macht!

Wie aufs Stichwort knirschte ein Lastwagen, mit roten Fahnen bestückt, um die Kurve. Fascisti, borghesi, ancora pochi mesi!, schrien die jungen Männer.

Hugo zückte unser Wörterbuch: Faschisten, Bürger, übersetzte er, nur noch ein paar Wochen.

Flugblätter flatterten herab: Auf zum Kampf! Lotta continua sarà!

Roms Erde durch Jahrtausende blutgetränkt. Kein Tempel, keine Kathedrale, kein Dom machte eine Ausnahme. Doch all die Verbrechen, all die Toten waren in die verzeihende Dämmerung der Vergangenheit getaucht und in die alles überstrahlende Sonne der Gegenwart. Wir hatten im vergangenen Jahr von Straßenkämpfen zwischen rechten und linken Studentengruppen gelesen, und im Februar hatte es hier Demonstrationen gegen den Besuch des US-Präsidenten gegeben.

Dem Laster folgte dichtauf ein zweiter, dessen Besetzung ebenfalls mit Flugblättern, verstärkt durch ein Megaphon, meinungsbildend unterwegs war. Unser Wörterbuch-Italienisch reichte gerade, um die ideologische Verwerfung des Vorgängerwagens zu verstehen, der vom Nachfolger als anarchistisch gebrandmarkt wurde. Diese Flugblätter riefen zu einer Kundgebung der PCI, der kommunistischen Partei Italiens, auf.

Wir gingen hin und erlebten ein Volksfest. Was sicher vor allem daran lag, dass wir kein Wort verstanden. Oder doch nur einzelne Wörter. Auf die wir uns dann unseren Reim machen konnten. Wort und wörtlich. Im wahren Sinn der Worte. Denn der Redner war großartig. Ein Rhapsode. Seine Rede eine Ode an die *classe operaia*. Wir erlebten die unmittelbare Verwandlung von Gefühl in Sprache. Wenn Gott, wenn Kirchenpracht und Kirchenmacht eine Konkurrenz hatten, dann hier auf diesem Platz. Erst recht, als die Kapelle loslegte, mit Trommeln und Trompeten.

Die Melodien gingen ins Ohr, ein paar Wörter auch, ›Avanti o popolo, alla riscossa‹, zögernd erst, dann zunehmend mutiger sangen wir mit, ›bandiera rossa, bandiera rossa. Bandiera rossa trionferà‹, bekräftigten wir zum ersten, zum zweiten und zum dritten Mal. ›Evviva il comunismo e la libertà‹, befahl ein Lied nach dem anderen.

Schließlich beendeten die Musikanten ihr revolutionäres Potpourri und hielten inne. Die Männer nahmen Hüte und Mützen ab. Die *Internationale* wurde gern am Ende von Kundgebungen angestimmt, und Hugo und ich hatten uns stets davongemacht, wenn der harte Kern und seine begeisterungswilligen Anhänger per Gesang das Menschenrecht erkämpften. Hier gab es kein Verdrücken. Und als nun alle, was die Lungen hergaben, zu singen begannen, stimmten auch wir ein in den Lobgesang der Arbeiterklasse, ganz so wie am Morgen beim Gloria. Vom Text verstand ich kein Wort, nur das ›L'Internazionale‹ brüllte ich mit, und urplötzlich, wie hochgerissen, schoss meine geballte deutsche Arbeiterkindfaust in den römisch-kommunistischen Himmel, Hugos großbürgerlicher Faust hinterher.

Ich erschrak. Vor mir selbst. Sah Hugo an. Der grinste. Nickte mir ermutigend zu. Schau dich um, sagte er. Nicht wie in der Uni. Alles gestandene Männer. Und Frauen, beeilte er sich hinzuzufügen, obwohl er auf den ersten Blick durchaus recht hatte. Männer waren deutlich in der Überzahl. Männer in billigen Anzügen, verschwitzten Hemden, T-Shirts, Männer und Frauen, wie sie gestern am Abend in Trastevere gegessen hatten, *Bella Ciao* oder *Bella Bimba*, *Avanti Popolo* oder *Santa Lucia*, ich hatte ja kaum verstanden, was ich da gesungen hatte. Aber die gestreckt geballte Faust, war die nicht echt gewesen?

Stell dir doch vor, fuhr Hugo zwischen mein Grübeln, als übersetzte er für mich, was ich nicht einmal in Gedanken in Worte zu fassen wagte, stell dir doch vor, dein Vater stünde hier bei denen. Wäre einer von ihnen. Wärest du da nicht stolz auf ihn?

Stolz auf meinen Vater? Die Frage traf mich wie eine Zumutung. Was hatte dieser invalide Frührentner, dieser seit Kindertagen unheilbar geknechtete Mann mit diesen leidenschaftlichen Kämpfern zu tun? Hatte der Vater, als Junge vom Stiefvater halbtot geprügelt, jemals auch nur aufzumucken gewagt? Doch hatte ich ihn mir nicht am